



Newsletter, September 2026



Editorial

Hamburg, im September 2026

Sehr geehrte Damen und Herren,

heute erreicht Sie unser 63. DZSKJ-Newsletter, die dritte von vier Ausgaben des Jahres 2026. In der vorliegenden Ausgabe haben wir wieder neueste und aus unserer Sicht wichtige Forschungsarbeiten aus dem Bereich der Suchtgefahren und Suchtstörungen des Kindes- und Jugendalters für Sie zusammengefasst. Die Studienergebnisse, die wir in unseren Newslettern regelmäßig berichten, beziehen sich auf ganz verschiedene Formen (z.B. stoffgebundene und nichtstoffliche Süchte) und Aspekte der Suchterkrankungen bei jungen Menschen. Unser Ziel ist es, Ihnen aktuelles und für Ihre Arbeit relevantes Forschungswissen näherzubringen. Wir hoffen, die hier zusammengefassten Studien sind für Sie interessant und für Ihr Verständnis der Entstehungsbedingungen, der Prävention und Behandlung von Suchtstörungen im Kindes- und Jugendalter hilfreich.

In der vorliegenden Ausgabe des DZSKJ-Newsletter finden Sie zusammengefasste Studienergebnisse zu folgenden Themen:

1. Psychologische Interventionen bei problematischer Nutzung von Internet, Videospielen und sozialen Medien im Jugendalter – Was wirkt und wie gut? Internet, soziale Medien und Videospiele gehören selbstverständlich zum Alltag Jugendlicher – doch wann wird eine intensive Nutzung problematisch, und was hilft dagegen? Gerade in der Adoleszenz besteht eine erhöhte Vulnerabilität für problematische Nutzungsmuster, die mit Kontrollverlust, Beeinträchtigungen im Alltag und psychischer Belastung einhergehen können. Trotz zunehmender Hinweise auf solche Probleme ist bislang unklar, wie wirksam psychologische Präventions- und Behandlungsansätze tatsächlich sind. Eine systematische Übersichtsarbeit mit Meta-Analyse untersucht daher Interventionen für 10- bis 21-Jährige und geht insbesondere der Frage nach, welche Rolle kognitiv-behaviorale Ansätze spielen und wie belastbar die bisherigen Wirksamkeitsnachweise sind.

2. Die Rolle von elterlichen Medienerziehungsmaßnahmen und der Eltern-Kind-Beziehung im Zusammenhang mit adoleszenter Internetnutzung Eltern wollen ihre Kinder vor exzessiver Internetnutzung schützen – doch können strenge Regeln möglicherweise auch das



Gegenteil bewirken? Elterliche Medienerziehung kann die Nutzungsdauer Jugendlicher reduzieren, gleichzeitig können insbesondere restriktive Maßnahmen die Eltern-Kind-Beziehung belasten. Da eine enge Beziehung selbst vor exzessiver Nutzung schützen kann, entsteht ein mögliches Spannungsfeld. Die Studie untersucht daher, ob elterliche Mediation über unterschiedliche, teils gegenläufige Wege mit der Internetnutzung Jugendlicher zusammenhängt und welche Rolle die Eltern-Kind-Beziehung dabei spielt.

3. Über den Zusammenhang von problematischer Internetnutzung bei Jugendlichen und problematischer Internetnutzung bei Eltern, internetspezifischen Erziehungspraktiken und der Eltern-Kind-Kommunikation In einer thematisch verwandten Studie geht es um folgende Fragen: Wie stark prägt das digitale Verhalten der Eltern die Internetnutzung ihrer Kinder? Problematische Internetnutzung (PIN) bei Jugendlichen kann mit psychischen, körperlichen und schulischen Beeinträchtigungen einhergehen. Neben Regeln zur Mediennutzung scheinen dabei insbesondere der Erziehungsstil, die Eltern-Kind-Kommunikation und das eigene Internetverhalten der Eltern eine wichtige Rolle zu spielen. Die Studie untersucht daher, wie die PIN der Eltern, elterliche Erziehungspraktiken und die Qualität der Kommunikation mit problematischer Internetnutzung bei Jugendlichen zusammenhängen.

4. Psychische Probleme bei Personen, die nicht in ihrer Herkunftsfamilie aufgewachsen sind (out-of-home-care) Welche Spuren hinterlässt es bis ins Erwachsenenalter, wenn Kinder nicht in ihrer Herkunftsfamilie aufwachsen? Menschen mit „Out-of-Home-Care“-Erfahrung tragen häufig bereits früh vielfältige Belastungen und haben ein erhöhtes Risiko für spätere psychische Probleme. Doch welche Faktoren verstärken dieses Risiko – und welche können davor schützen? Die Studie verfolgt Betroffene bis ins Erwachsenenalter und untersucht

dabei insbesondere die Rolle von Schule, Freundschaften, Delinquenz und früher Elternschaft. Ein besonderer Blick gilt der Frage, ob sich Risiko- und Resilienzfaktoren bei Jungen und Mädchen unterscheiden.

Wir hoffen mit dieser Themenauswahl Ihr Interesse getroffen zu haben! Wir freuen uns sehr über das große Interesse an unserem Newsletter! Interessierten steht er auf unserer Homepage www.dzskj.de kostenlos zum Download zur Verfügung.

Mit freundlichen Grüßen,

Dr. Nicolas Arnaud, Redakteur
PD. Dr. Kerstin Paschke, Ärztliche Leiterin

Impressum:

Herausgeber: Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
PD. Dr. Kerstin Paschke
c/o Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Martinistrasse 52
20246 Hamburg
Telefon: 040/7410-59307
E-Mail: sekretariat.dzskj@uke.de
Erscheinungsweise vierteljährlich

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

1. Psychologische Interventionen bei problematischer Nutzung von Internet, Videospielen und sozialen Medien im Jugendalter – Was wirkt, und wie gut?

Hintergrund und Fragestellung

Digitale Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) sind fester Bestandteil des Alltags von Kindern und Jugendlichen. Nahezu alle Jugendlichen nutzen das Internet, soziale Medien, Videospiele und Instant-Messaging-Dienste regelmäßig. Während diese Technologien zahlreiche Bildungs- und Teilhabechancen bieten, ist die Adoleszenz aufgrund entwicklungspsychologischer und neurobiologischer Reifungsprozesse mit einer erhöhten Vulnerabilität für die Entwicklung problematischer Nutzungsformen dieser Medien verbunden. Problematische IKT-Nutzung kann mit Kontrollverlust, funktionellen Beeinträchtigungen und psychischer Belastung einhergehen und in seiner Kernsymptomatik Parallelen zu substanzgebundenen Abhängigkeitserkrankungen aufweisen. Trotz einer zunehmend höheren Prävalenz der Symptome einer problematischen Nutzung in Studien, bestehen bislang Unsicherheiten hinsichtlich der Wirksamkeit psychologischer Behandlungs- und Präventionsansätze bei Jugendlichen.

Ziel der Studie

Ziel dieser systematischen Übersichtsarbeit mit Meta-Analyse war es, die Wirksamkeit psychologischer, therapeutischer und präventiver Interventionen zur Reduktion problematischer Nutzung von Internet, Videospielen, sozialen Medien und Instant Messaging bei Jugendlichen im Alter von 10 bis 21 Jahren zu untersuchen. Ein besonderer Fokus lag auf kognitiv-behavioralen Interventionen sowie auf dem Vergleich der Effektstärken zwischen randomisiert-kontrollierten Studien (RCTs) und nicht-randomisierten Studien. Die Aussagekraft von RCTs kann in der Regel höher eingestuft werden als die von nicht-randomisierten Studien.

Methoden

Eingeschlossen wurden Studien aus den letzten fünf Jahren mit psychologischen bzw. psychotherapeutisch inspirierten Interventionen (face-to-face oder online) bei Jugendlichen mit problematischer IKT-Nutzung. Es wurden neun Studien (fünf RCTs, vier nicht-RCTs) mit insgesamt 744 Teilnehmenden eingeschlossen. Die statistische Auswertung erfolgte getrennt nach Studiendesign (RCTs, nicht-RCTs).

Ergebnisse

Alle eingeschlossenen randomisierten Studien setzten kognitiv-behaviorale Therapieansätze ein. Diese wurden häufig mit weiteren therapeutischen Elementen kombiniert, darunter Achtsamkeitsübungen, familientherapeutische Komponenten oder Trainings zur Verbesserung exekutiver Funktionen wie Impulskontrolle und Selbstregulation. Insgesamt zeigten die Studien, dass psychologische Interventionen der jeweiligen Kontrollbedingung klar überlegen waren und zu einer deutlichen Reduktion problematischer Nutzungsweisen des Internets, sowie von Videospielen und sozialen Medien führten.

Auch in den nicht-randomisierten Studien ergaben sich konsistente Verbesserungen zugunsten der Interventionen. Die behandelten Jugendlichen berichteten über eine bessere Kontrolle ihres Medienkonsums, eine geringere emotionale Abhängigkeit sowie eine verbesserte Alltags- und Funktionsfähigkeit. Als besonders effektiv erwiesen sich Interventionen, die über einen längeren Zeitraum durchgeführt wurden und individuell auf die Jugendlichen zugeschnitten waren, etwa im Einzelsetting oder mit intensiver therapeutischer Begleitung.



Darüber hinaus deuten die Ergebnisse darauf hin, dass kontextuelle Faktoren eine Rolle für den Therapieerfolg spielen. In einigen Studien zeigten sich etwa stärkere Effekte in kulturellen Kontexten, in denen familiäre Einbindung und klare Strukturen im Umgang mit digitalen Medien eine größere Rolle spielen. Gleichzeitig wiesen viele Studien methodische Einschränkungen auf, etwa unklare Randomisierung, fehlende Verblindung oder unzureichende Angaben zu Therapieabbrüchen. Zudem ist davon auszugehen, dass Studien mit ausbleibenden Effekten seltener veröffentlicht wurden (sogenannter Publication-Bias). Insgesamt unterstreichen die Ergebnisse das therapeutische Potenzial psychologischer Interventionen, machen aber auch deutlich, dass die aktuelle Evidenzbasis noch weiter gestärkt werden muss.

Bewertung

Die Ergebnisse zeigen, dass psychologische Interventionen – insbesondere kognitiv-behaviorale Programme – bei Jugendlichen wirksam zur Reduktion problematischer digitaler Mediennutzung beitragen können. Trotz teils sehr großer Effekte ist die wissenschaftliche Evidenz aufgrund methodischer Einschränkungen noch begrenzt. Für die klinische Praxis sprechen die Befunde dennoch für frühe, strukturierte und individuell angepasste Interventionen unter Einbezug der Familie.

Eunkyeong Oh, M.Sc., M.A.

Quelle

Pérez-Wiesner M, Bühler KM, López-Moreno JA, López-Salmerón MD. (2025). Effectiveness of Psychological Treatments for Problematic Use of Internet, Video Games, Social Media and Instant Messaging: A Systematic Review and Meta-Analysis. *Int J Environ Res Public Health*. 2025 Oct 21;22(10):1598. doi: 10.3390/ijerph22101598.

<https://doi.org/10.3390/ijerph22101598>



Abbildung 1. Wirksamkeit psychologischer Interventionen bei problematischer Mediennutzung im Jugendalter.

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

2. Die Rolle von elterlichen Medienerziehungsmaßnahmen und der Eltern-Kind-Beziehung im Zusammenhang mit adoleszenter Internetnutzung

Hintergrund und Fragestellung

Internetnutzung ist zu einem integralen Bestandteil für Jugendliche geworden und aus deren Alltag nicht wegzudenken. Es kann für Bildungszwecke genutzt werden, um Sozialkontakte zu pflegen oder einfach als Freizeitaktivität. Exzessive Nutzung jedoch kann mit mentalen oder körperlichen Problemen verbunden sein. Elternmediation – also Maßnahmen der Eltern, um den Internetkonsum zu reduzieren – wurde bereits in zahlreichen Studien als effektive Methode zur Reduzierung der Internetnutzung festgestellt. Gleichzeitig können insbesondere restriktive Formen der Mediation die Eltern-Kind-Beziehung beeinträchtigen. Da eine belastete Eltern-Kind-Beziehung wiederum einen Risikofaktor für exzessive Internetnutzung darstellen kann, ist davon auszugehen, dass sich elterliche Mediation nicht uneingeschränkt positiv auf die Nutzungsdauer auswirkt.

Ziel der Studie

Die Studie untersuchte, auf welche Weise elterliche Medienerziehungsmaßnahmen mit exzessiver Internetnutzung bei Jugendlichen zusammenhängen. Im Mittelpunkt stand dabei die Frage, ob elterliche Mediation in Abhängigkeit von ihrem Zusammenhang mit der Eltern-Kind-Beziehung sowohl mit einer geringeren als auch mit einer stärkeren exzessiven Internetnutzung einhergehen kann. Die Studie soll zu einem differenzierteren Verständnis der komplexen Wirkmechanismen elterlicher Medienerziehung führen und kann dazu beitragen, Maßnahmen zur Prävention und Reduzierung exzessiver Internetnutzung bei Jugendlichen gezielter zu gestalten.

Methoden

Die Studie verwendete Daten der Adolescent Digital Literacy Survey (2022) von 8.876 chinesischen Jugendlichen der Klassenstufen 7 bis 12 (50,2 % weiblich). Exzessive Internetnutzung wurde dichotom als tägliche Nutzung von unter einer Stunde (41,6 %) bzw. über einer Stunde (58,4 %) operationalisiert. Robustheitsanalysen mit alternativen Schwellenwerten ergaben vergleichbare Ergebnisse. Die Variable ist daher als erhöhte Nutzungsdauer und nicht als Internetsucht zu interpretieren.

Die elterliche Mediation wurde als häufig (28,1 %), gelegentlich (56,0 %) oder minimal (15,8 %) erfasst und umfasste restriktive, dialogorientierte und partizipative Maßnahmen. Die Eltern-Kind-Beziehung wurde dichotom als sehr eng (60,3 %) versus weniger eng (39,7 %) operationalisiert. Die Internetnutzung der Eltern wurde als Moderator anhand einer fünfstufigen Likert-Skala erfasst. Zusätzlich wurden individuelle, familiäre und schulische Kontrollvariablen berücksichtigt. Die Auswertung erfolgte mittels logistischer Regressionsmodelle.

Ergebnisse

Die Ergebnisse zeigen, dass häufigere elterliche Mediation mit einer geringeren Internetnutzung der Jugendlichen zusammenhängt. Gleichzeitig waren im Vergleich zu häufiger Mediation sowohl gelegentliche ($\beta = 0,24$, $p < .01$) als auch seltene Mediation ($\beta = 0,55$, $p < .01$) mit einer besseren Eltern-Kind-Beziehung assoziiert. Eine sehr enge Eltern-Kind-Bindung stand wiederum mit einer geringeren Internetnutzung in Zusammenhang ($\beta = -0,60$, $p < .01$).



Damit zeigen sich unterschiedliche und teilweise gegenläufige Zusammenhänge: Häufige elterliche Mediation war direkt mit geringerer Internetnutzung verbunden, ging jedoch zugleich mit einer weniger engen Eltern-Kind-Beziehung einher. Da eine enge Bindung mit geringerer Internetnutzung assoziiert war, könnte häufige Mediation über diesen indirekten Pfad auch mit erhöhter Internetnutzung zusammenhängen.

Zudem zeigte sich ein Moderationseffekt der elterlichen Internetnutzung: Der negative Zusammenhang zwischen einer engen Eltern-Kind-Beziehung und der Internetnutzung der Jugendlichen war schwächer, wenn die Eltern selbst das Internet häufiger nutzten. Der protektive Zusammenhang einer engen Eltern-Kind-Bindung scheint somit bei hoher elterlicher Internetnutzung geringer auszufallen.

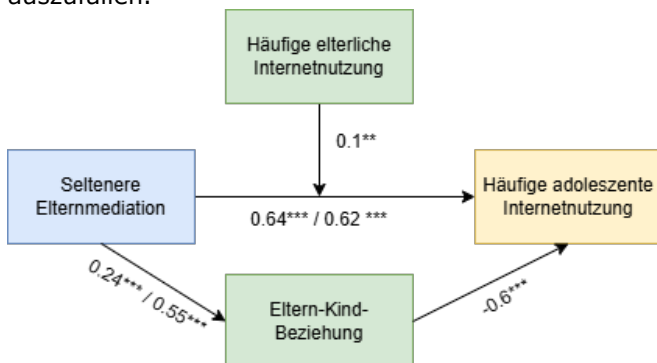


Abbildung 1. Zusammenhänge zwischen unabhängiger Variable, Mediator-, und Moderatorvariable mit adoleszenter Internetnutzung. Hinweis: Doppelte Angaben beziehen sich auf die Dummy-Codierungen im Vergleich zur Referenzvariable. ** $p < .01$; *** $p < .001$

Bewertung

Die Studie verdeutlicht die ambivalenten Zusammenhänge elterlicher Medienerziehung mit der Internetnutzung Jugendlicher. Medienerzieherische Maßnahmen können die Nutzungsdauer reduzieren, zugleich aber über eine Beeinträchtigung der Eltern-Kind-Beziehung mit gegenläufigen Effekten verbunden sein. Zudem kann eine hohe

Internetnutzung der Eltern den protektiven Zusammenhang einer engen Eltern-Kind-Bindung abschwächen. Die Ergebnisse unterstreichen daher die Bedeutung eines ausgewogenen Zusammenspiels aus Medienregulation, stabiler Eltern-Kind-Beziehung und elterlicher Vorbildfunktion. Einschränkend ist zu beachten, dass exzessive Internetnutzung ausschließlich über die Nutzungsdauer erfasst wurde und daher nicht mit klinischer Internetsucht gleichgesetzt werden kann.

Nele Schlichter, M.Sc.

Quelle

Zhang, S., Fang, Z., Qi, X., & Yuan, Y. (2025). Parental mediation and adolescent internet addiction: The role of parent-child relationship and parental internet addiction. *Acta Psychologica*, 259, 105316. <https://doi.org/10.1016/j.actpsy.2025.105316>

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

3. Über den Zusammenhang von problematischer Internetnutzung bei Jugendlichen und problematischer Internetnutzung bei Eltern, internetspezifischen Erziehungspraktiken und der Eltern-Kind-Kommunikation

Hintergrund und Fragestellung

Die Nutzung des Internets, etwa für digitale Spiele, soziale Medien und Video-Plattformen, ist unter Jugendlichen in den letzten Jahren stark gestiegen. Bis zu 50 % der Jugendlichen in den USA erfüllen Kriterien für eine problematische Internetnutzung (PIN). Diese ist durch Kontrollverlust sowie körperliche, psychische oder soziale Beeinträchtigungen wie Schlafstörungen, Angst, Depressionen oder schlechte schulische Leistungen gekennzeichnet.

Eltern wird häufig geraten, den Internetzugang ihrer Kinder durch inhaltliche und zeitliche Grenzen zu steuern. Sowohl eine restriktive als auch eine nachlässige Regelsetzung kann jedoch einer gesunden Internetnutzung entgegenstehen. Entscheidend sind dabei der Erziehungsstil und die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung. Ein autoritativer Erziehungsstil, der Wärme und Sensibilität mit klaren Grenzen verbindet, fördert eine gesunde Internetnutzung. Eine vermehrte oder problematische Internetnutzung der Eltern geht hingegen mit stärker ausgeprägter PIN bei ihren Kindern einher. Gründe hierfür können die Vorbildfunktion der Eltern sowie eine beeinträchtigte Eltern-Kind-Kommunikation sein, etwa wenn gemeinsame Interaktionen durch die Internetnutzung unterbrochen werden.

Ein besseres Verständnis des Zusammenhangs zwischen PIN bei Jugendlichen und familiären Faktoren ist entscheidend, um Hilfsangebote für betroffene Familien zu optimieren.

Ziel der Studie

Die vorliegende amerikanische Studie untersucht den Zusammenhang zwischen der PIN von Jugendlichen und 1. der PIN ihrer Eltern, 2. elterlichen Erziehungspraktiken und 3. der Qualität der Eltern-Kind-Kommunikation. Es wird angenommen, dass eine hohe PIN bei Jugendlichen mit einer hohen PIN der Eltern, weniger restriktiven Erziehungspraktiken und einer geringeren Qualität der Eltern-Kind-Kommunikation zusammenhängt.

Methoden

4.558 US-amerikanische Jugendliche (12–18 Jahre, 46,3 % weiblich) und 4.568 dazugehörige Eltern nahmen zwischen Februar und April 2019 an einer Online-Befragung teil.

Die PIN von Jugendlichen und Eltern wurde mit dem validierten 3-Item-Screeninginstrument „Problematic and Risky Internet Use Screening Scale-3 (PRIUSS-3)“ erfasst, wobei höhere Werte eine stärkere Ausprägung anzeigen. Internetsbezogene Erziehungspraktiken wurden von Jugendlichen und Eltern hinsichtlich Inhalts- (3 Items) und Nutzungszeitbegrenzungen (6 Items) bewertet. Höhere Werte entsprechen strengeren Erziehungspraktiken.

Die Qualität der Eltern-Kind-Kommunikation zur Internetnutzung wurde von den Jugendlichen anhand einer 3-Item-Skala eingeschätzt. Höhere Werte zeigen eine bessere wahrgenommene Kommunikation an.

Die Zusammenhänge zwischen den Variablen wurden mittels Korrelationsanalysen und logistischer Regressionen untersucht.

Ergebnisse

69,9 % der Jugendlichen und 61,4 % der Eltern erfüllten die Kriterien für PIN (PRIUSS-3 $\geq$ 3). Die Chance für PIN bei Jugendlichen war fast zehnmal höher, wenn auch die Eltern die Kriterien erfüllten (OR = 9,54; 95 %-KI: 8,24–[prüfen]; $p < 0,001$).

Nachlässigere inhaltsbezogene (OR = 0,71; 95 %-KI: 0,67–0,75; $p < 0,001$), aber restriktivere zeitbezogene Erziehungspraktiken (OR = 1,11; 95 %-KI: 1,04–1,19; $p = 0,003$) waren mit PIN bei Jugendlichen assoziiert. Jugendliche mit PIN berichteten zudem eine geringere Qualität der internetbezogenen Eltern-Kind-Kommunikation (OR = 0,50; 95 %-KI: 0,45–0,54; $p < 0,001$).

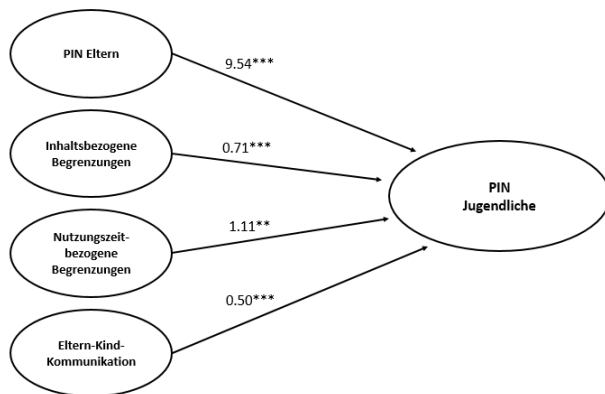


Abbildung 1. Elterliche Einflussfaktoren auf die jugendliche PIN

Bewertung

Die US-amerikanische Studie mit großer Stichprobe unterstreicht die enge Verzahnung jugendlicher Internetnutzung und elterlicher Einflüsse (Abb. 1).

Die starke Assoziation zwischen elterlicher und jugendlicher PIN weist auf die Bedeutung der elterlichen Vorbildfunktion hin. Elterliche PIN kann zudem die Eltern-Kind-Beziehung und die Etablierung entwicklungsförderlicher, internetbezogener Erziehungspraktiken beeinträchtigen.

Die gegensätzlichen Befunde zu inhalts- und zeitbezogenen Begrenzungen erklären die Autor:innen mit unterschiedlichen Erziehungsstilen: Ein autoritativer Erziehungsstil könnte sich eher für inhaltsbezogene Regeln eignen, während ein autoritärer Stil mit klareren zeitlichen Begrenzungen einhergehen könnte.

Die geringere Qualität der Eltern-Kind-Kommunikation bei Jugendlichen mit PIN verdeutlicht zudem, dass Begrenzungen allein nicht ausreichen und die Qualität der Kommunikation eine wichtige Rolle spielt.

Trotz Limitationen wie Querschnittsdesign, Online-Rekrutierung und unspezifischer Operationalisierung von PIN unterstreicht die Studie die Bedeutung des familiären Umfelds. Hilfsangebote sollten daher elterliche Internetnutzung, Erziehungspraktiken und Kommunikationsstile berücksichtigen, statt sich allein auf Nutzungszeitbegrenzungen zu konzentrieren. ausreichen.

Jan-Ole Cloes, M.Sc.

Quelle

B Milkovich, L. M.; Randell, K. A.; Sherman, A. K. & Moreno, M. A. (2025). Associations among problematic internet usage in adolescents, parental internet factors, and parent-adolescent communication. *Journal of Developmental & Behavioral Pediatrics*, 44(1). E40-e44. DOI: 10.1097/DBP.0000000000001328.

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

4. Psychische Probleme bei Personen, die nicht in ihrer Herkunftsfamilie aufgewachsen sind (out-of-home-care)

Hintergrund und Fragestellung

Nicht bei den eigenen Eltern bzw. in der Herkunftsfamilie aufzuwachsen, sondern beispielsweise bei Pflegeeltern oder in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe, kann vielfältige Hintergründe haben. Häufig kommen dabei mehrere Belastungsfaktoren zusammen. Dazu zählen etwa körperliche oder psychische Erkrankungen der Eltern sowie Vernachlässigung, Traumatisierung oder Gewalterfahrungen auf Seiten der Kinder. Personen, die außerhalb ihrer Herkunftsfamilie aufwachsen (sog. „Out-of-Home Care“), gelten daher als Risikogruppe für psychische Probleme. Diese können über Kindheit und Jugend hinaus fortbestehen und sich bis ins Erwachsenenalter bemerkbar machen.

Ziel der Studie

Die Studie untersuchte, in welchem Ausmaß das Aufwachsen in „Out-of-Home Care“ mit der psychischen Gesundheit im weiteren Lebensverlauf zusammenhängt. Darüber hinaus wurde untersucht, welche Merkmale – jenseits von Faktoren, die sich auf Merkmale der Herkunftsfamilie beziehen – für die Entwicklung der Betroffenen ausschlaggebend waren. Dabei richtete sich der Blick auf mögliche Mediatoren für Belastung und deren relatives Gewicht, Faktoren also, die in Teilen eine mögliche Erklärung zwischen „out-of-home-care“ und der späteren psychischen Gesundheit liefern. Weiterhin wurde untersucht ob bestimmte Merkmale den Einfluss der „out-of-home-care“ abfedern können, die also als Resilienzfaktoren wirksam werden. Da es in vorherigen Studien zu diesem Themenkreis bereits Hinweise darauf gab, dass Risiko- und Resilienzfaktoren sich für männliche und weibliche Personen unterschiedlich gestalten, wurden die Analysen dieser Untersuchung mit

besonderem Blick auf Geschlechtsunterschiede berechnet.

Methoden

Herangezogen wurden Daten mehrerer, großer schwedischer Kohortenstudien, deren Teilnehmende längsschnittlich über mehrere Messzeitpunkte hinweg untersucht wurden. Für die Gruppe der „Out-of-Home-Care“-Betroffenen musste die Trennung von der Herkunftsfamilie bis zum 12. Lebensjahr erfolgt sein. Die psychische Gesundheit im späteren Erwachsenenalter (25–62 Jahre) bildete das zentrale Outcome und umfasste zwei Problembereiche: (a) Angst, Depression und Selbstverletzung sowie (b) Substanzmissbrauch. Als mögliche Risiko- bzw. Resilienzfaktoren wurden Delinquenz und frühe Elternschaft im Alter von 14 bis 21 Jahren sowie Schulnoten, die Anzahl enger Freunde und die Teilnahme an organisierten Freizeitaktivitäten im Alter von 13 Jahren berücksichtigt. Die Auswertung erfolgte mittels logistischer Regressionen, sowohl für die Gesamtstichprobe als auch getrennt nach Geschlecht. Dadurch konnten mögliche geschlechtsspezifische Unterschiede in der Bedeutung der untersuchten Faktoren berücksichtigt werden.

Ergebnisse

Insgesamt wurden Daten von 11.011 Personen ausgewertet. Personen mit „Out-of-Home-Care“-Hintergrund wiesen im späteren Leben eine deutlich höhere psychische Belastung auf als Personen, die in ihrer Herkunftsfamilie aufgewachsen waren. Dies zeigte sich sowohl für Angst, Depression und Selbstverletzung als auch für Substanzmissbrauch (siehe Abbildung 1).



Männer und Frauen mit „Out-of-Home-Care“-Hintergrund waren ähnlich stark von späteren psychischen Problemen betroffen. Bei den Risiko- und Resilienzfaktoren zeigten sich jedoch teilweise Geschlechtsunterschiede. Bei Männern waren schlechte Schulnoten, Delinquenz und frühe Elternschaft mit einem erhöhten Risiko für spätere psychische Probleme verbunden. Bei Frauen zeigte sich dieser Zusammenhang nur für Substanzmissbrauch, wobei frühe Elternschaft bei ihnen ein stärkerer Risikofaktor war als bei Männern. Zudem vermittelten schlechte Schulnoten bei Jungen den Zusammenhang zwischen „Out-of-Home Care“ und späteren Angst-, Depressions- und Selbstverletzungsproblemen, bei Mädchen hingegen nicht.

Auch enge Freundschaften spielten eine unterschiedliche Rolle: Für Jungen wirkten sie hinsichtlich Angst, Depression und Selbstverletzung als Resilienzfaktor. In Bezug auf späteren Substanzmissbrauch waren enge Freundschaften hingegen bei beiden Geschlechtern mit einem erhöhten Risiko verbunden.

Bewertung

Die Studie liefert Hinweise darauf, wie sich neben Merkmalen der Herkunftsfamilie weitere biografische Faktoren auf die spätere psychische Gesundheit von „Out-of-Home-Care“-Betroffenen auswirken können. Dabei liefert sie vor allem statistische Zusammenhänge; die zugrundeliegenden Prozesse der Risiko- und Resilienzentwicklung müssen weiter untersucht werden. Die Ergebnisse legen nahe, dass bei männlichen Jugendlichen insbesondere die Förderung des Schulerfolgs und die Prävention von Delinquenz relevant sein könnten. Bei weiblichen Jugendlichen könnte die Prävention früher Elternschaft dazu beitragen, das Risiko für späteren Substanzmissbrauch zu verringern. Insgesamt stellen junge Menschen, die außerhalb ihrer Herkunftsfamilie aufwachsen, eine Risikogruppe für spätere psychische Probleme dar. Präventive Angebote sollten diese Zielgruppe daher verstärkt berücksichtigen, wobei sich Einrichtungen der stationären Jugendhilfe als geeigneter Umsetzungskontext für Prävention anbieten könnten.

Dr. phil. Dipl.-Psych. Christiane Baldus

Quelle

Bornscheuer L, Landstedt E, B. Almquist Y (2025) The role of extra-familial factors in adolescence for the association between out-of-home care and adult psychiatric disorders–A birth cohort study. PLOS ONE 20(1): e0318231.

<https://doi.org/10.1371/journal.pone.0318231>

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg

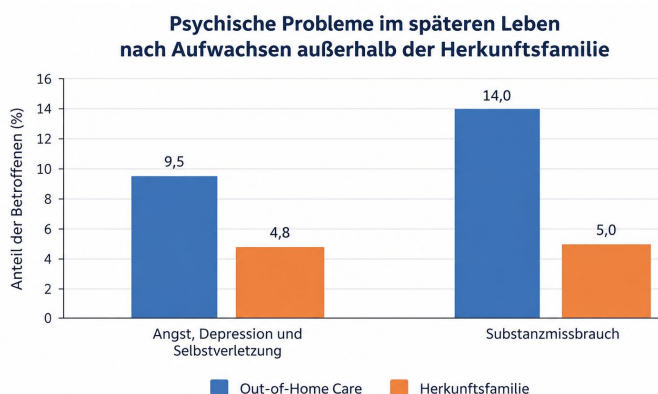


Abbildung 1. Anteil späterer psychischer Probleme bei Personen mit und ohne „Out-of-Home-Care“-Hintergrund. Personen mit „Out-of-Home-Care“-Erfahrung weisen sowohl häufiger Angst, Depression und Selbstverletzung als auch häufiger Substanzmissbrauch auf.